

DIE SOZIALE ROLLE DER GESICHTSZÜGE

# Das Gesicht verlieren

**Erkrankungen und Entstellungen des Gesichts fordern das menschliche Selbstverständnis heraus. Etwas in Erfahrung zu bringen über ein Gesicht, bedeutet, eine individuelle Geschichte zu entschlüsseln.**

CHRISTIAN MÜRNER

Wenn man an eine Person denkt, denkt man an ihr Gesicht», behauptete Alberto Giacometti. Das Programmheft zu einem Theaterabend erklärt das menschliche Gesicht als das «Zusammentreffen von Vergangenheit und Zukunft».

Auf einem Plakat zur Ankündigung eines alternativen Seminars über «Marxismus 2000» heisst es hingegen: «Krise, Krieg und Revolution – das Gesicht der Zukunft».

Gegen die Werbung wird eine Position «jenseits des Gesichtsterrors» eingenommen. Die plastische Chirurgie entwirft «perfekte Proportionen» für das Gesicht, obwohl alles sehr geometrisch aussieht.

Was symbolisiert das Gesicht? Kann man sein Gesicht wirklich verlieren? Der britische Arzt und Neurophysiologe Jonathan Cole untersuchte in der Tradition seines Mentors Oliver Sacks, was es «Über das Gesicht» (Kunstmännchen, München 1999, übersetzt von Ulrich Blumenbach) zu sagen gibt. Er stiess dabei auf einige staunenswerte Lebensgeschichten. Und er setzte sie in Beziehung zu theoretischen und selbstbestimmten Ansätzen.

**DAS GESICHT ENTWICKELT SICH**

Da Jonathan Cole der berühmten Metapher vom Gesicht oder den Augen als «Spiegel der Seele» eine grosse soziale Macht zuspricht oder zumindest von deren latenter Wirkungsweise ausgeht, unterhielt er sich zunächst mit blinden Menschen.

David Blunkett, der britische Arbeits- und Bildungsminister Grossbritanniens, erzählt Cole, dass seine Vorstellungen natürlich nicht von äusseren Phänomenen beeinflusst seien, sondern von dem, was er so höre. Einige Kollegen hätten Schwierigkeiten, weil seine Körpersprache sehr distanziert erscheine, und er bemerkt: «Ja, meine Freunde finden, mein Problem im Fernsehen sei, dass ich immer viel zu ernst wirke.» Blunkett beklagt, dass man ihm deshalb «keine Selbstdarstellung und Lockerheit zutraut». Auch hätten viele Hemmungen, das Thema seiner Blindheit anzusprechen. Das konkrete Gesicht spielt für einen Blindgeborenen wie Blunkett eine Rolle, insofern es an ihn herangetragen wird und mit Erwartungen und Projektionen verknüpft ist. Cole sagt kurz: «Das Gesicht entwickelte sich, um gesehen zu werden.»

Dann traf Cole einen Mann, der nicht blind geboren war und seine visuellen Vorstellungen nach und nach verlor oder ad acta legte. In seinem eindrücklichen Buch «Im Dunkeln sehen» (Beck, München 1992, übersetzt von Silvia Morawetz) hat John M. Hull, Religions- und Erziehungswissenschaftler in Birmingham, seine langsam fortschreitende Erblindung geschildert und reflektiert. Eines Tages stellte er sich die Frage: «In welchem Ausmass führt der Verlust des Bilds vom eigenen Gesicht auch zum Verlust des Selbstbilds?» Hull begreift das Gesicht gewissermassen als «Inbegriff der Identität» und er betont, dass das Gesicht vor allem Gefühle – im Vergleich zu anderen sinnlich wahrnehmbaren Ausdrucksformen – am besten ausdrücke. Seine Erblindung zwang ihn dazu, sich selbst auf der Grundlage nicht optischer Erfahrungen neu zu definieren und zu verwirklichen. Seine Blindheit sorgte aber auch, wie er sagt, «für eine Klärung des Lebens», für Genauigkeit und Rationalität. «Kein Gesicht zu haben, wird zum Teil wegen der Fantasielosigkeit der Sehenden problematisch», fügt Hull hinzu.

**VOM GESICHT ABLESEN**

Es ist erstaunlich und keine Selbstverständlichkeit, stellt Cole fest, «dass wir eine so kleine Fläche unserer Körper zu so beweglicher und sichtbarer Ausdruckskraft ge-

bracht haben». Die Anatomie und das Sezieren versagten bei der Gesichtsmuskulatur, diese liess sich nur als Ganzes und «voll funktionsfähig» studieren. Viele Gesichtsmuskeln lassen sich anatomisch nicht darstellen, da sie «in die Haut eingebettet sind». Die Gesichtshaut verrät uns – zu denken ist dabei ans Erröten oder an die Falten des Alters. Der französische Philosoph Emmanuel Lévinas schrieb: «Die Haut des Gesichts ist die, die am meisten nackt, am meisten entblösst bleibt.»

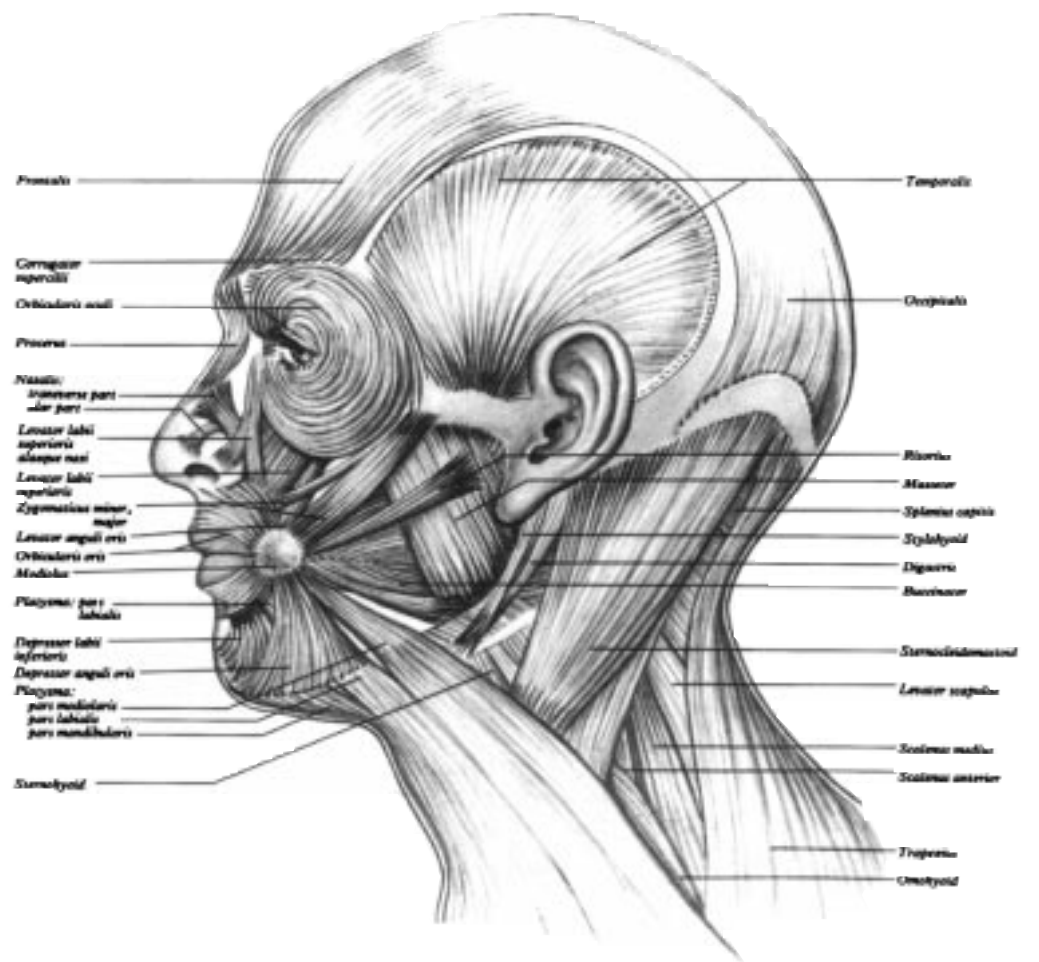
Von Aristoteles stammt die Regel des gesunden Menschenverstands: Das Gesicht drückt die Gefühle aus. Wenn ich den Mund weit aufsperrte, bin ich dann müde oder desinteressiert, verhalte mich unanständig, weil ich die Hand nicht vorhalte, oder ist das Gähnen ein Reflex? Allerdings stellte man früh auch schon fest, dass es Gefühle gibt – Eifersucht oder Ehrgeiz, Betrug oder Demut, Skepsis oder Kritik und andere –, die nicht oder nur schwer vom Gesicht abzulesen sind. Cole schreibt: «Es gibt jedoch Forschungsansätze, die das Konzept des mimischen Ausdrucks ganz aufgegeben haben und stattdessen von mimischem Display reden.» Komplexe mimische Displays beruhen auf Interaktionen. Ein Gesichtsausdruck ist weniger von individuellen Gefühlen abhängig als von sozialen Motiven. Die Konsequenz: Wer sein Gesicht verliert, das heisst die mimische Beweglichkeit, wird gesellschaftlich beeinträchtigt, möglicherweise isoliert.

**DAS GESICHT SEIN**

Eine weitere Geschichte aus Coles Buch: James Brown, 1939 geboren, merkt in der Schule, dass er «anders war als die anderen Kinder», und zwar dann, wenn er nach seinem «komischen Gesicht gefragt wurde». Wegen seiner Sprachschwierigkeiten wird er erst im zweiten Anlauf zur Priesterausbildung zugelassen. James leidet am so genannten Möbius-Syndrom, einer angeborenen Lähmung des Fazialnervs, der alle für die Mimik erforderlichen Muskeln steuert. Das Gesicht ist starr und «macht einen maskenhaften Eindruck». Er wirkt stets ernst, weil er nicht lächeln kann. Seine Witze kommen nicht an. Während des Studiums ist James ziemlich einsam, er führt ein introvertiertes Leben, obwohl er gerade einen Beruf anstrebt, bei dem er in ständigem Kontakt mit Menschen sein wird.

Auf Anregung des Bischofs begibt er sich in ärztliche Behandlung. Er erzählt: «Ich erinnere mich, dass der Arzt mich einer Studentengruppe vorführte und sagte: 'Schaut euch diesen Mann genau an, denn einen solchen Fall seht ihr vielleicht in eurem ganzen Berufsleben nicht wieder.' Das gefiel mir, und ich dachte ironisch: Klasse, ich bin was Besonderes.» Doch bei seiner Berufsausübung wird James zunehmend depressiv. «Ich verlor mich als Priester.» Er lässt sich vorzeitig pensionieren, aus medizinischen Gründen. Er sagt: «Ich glaube, ich bin mit meinem Job nicht klargekommen, weil ich mir nicht ins Gesicht sehen konnte. Ich bin einer Auseinandersetzung mit meinem Problem aus dem Weg gegangen.» Und er ergänzt: «Andere Leute sind ihre Gesichter. Ich wäre auch gern mein Gesicht ... Ich kann Gesichter deuten, aber kann mit meinem Gesicht nicht auf sie antworten. In dem Sinn bin ich unsichtbar oder leer.»

Ein Gesicht ohne Mienenspiel raubt den BetrachterInnen «keinen wichtigen Schlüssel», schreibt Cole, und er schildert Oliver, der



kurz vor Abschluss seines Architekturstudiums eines Tages mit blutunterlaufenen Augen aufwachte. Ein paar Tage später merkt Oliver, dass seine linke Gesichtshälfte gelähmt ist. Er schreibt das Ganze dem Alkoholgenuss zu. Dann aber betrifft die Lähmung auch die rechte Hälfte und er fragt sich: «Was ist bloss mit meinem Gesicht los?» Er kann kaum mehr sprechen. Sein Gesichtsausdruck war reglos und er verlor sein Selbstvertrauen. Er kehrt zu seinen Eltern zurück. Aber er sagt: «Solange ich nicht vor dem Spiegel stehe, wo ich dann sehe, dass ich nicht lächeln kann, denk ich kaum daran.» Und den Spiegel benützt er als therapeutisches Übungsobjekt, damit ihm das Gesicht wieder die Gefühle vermittelt, die er ohne es verlernt hat. Sein Gesicht sei nämlich zur «Maske der Anonymität» geworden. «Ohne die Möglichkeit, das Gesicht zu verziehen», schreibt Cole, könnten Gefühle kaum zum Ausdruck gebracht werden und es lasse sich nur mit Mühe in Kooperation mit anderen reagieren. In der Reglosigkeit des Gesichts steckt vielleicht Komik (Buster Keaton), aber Trauer und Mitgefühl kommen nicht zum Zug, bleiben aussen vor. Andererseits, jemanden nur nach seinem (fehlenden) Gesichtsausdruck zu beurteilen, kann täuschen und Vorurteilen Vorschub leisten. Menschen ohne Mimik werden meistens zu Unrecht als fade, uninteressant, langweilig, sarkastisch, unsozial, sogar als «schwachsinnig» etikettiert.

**DEM FEIND INS GESICHT SEHEN**

Gegen Ende seines Buches zitiert Cole die Logopädin Iona Lister: «Ein Gesicht, das nicht den Konventionen entspricht, verkündet: 'Komm nicht her, es lohnt sich nicht.' Neulich habe ich in einem Film ein Mädchen mit entstelltem Gesicht gesehen. Die Kleine hatte prima Mittel und Wege gefunden, um sich attraktiv zu machen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Im wirklichen Leben geschieht das leider sehr selten. Nur im Kino haben die Leute übermenschliche Fähigkeiten, und ihre Behinderungen können ihr Selbstvertrauen nicht erschüttern. Was ist mit denen, die keine besonderen Talente haben?» Als Therapeutin geht Lister über das Verständnis der Bedeutung der Gesichtszüge zur Stimulation über – dabei sind Berührungen des Gesichts in der Gesellschaft oft tabuisiert oder nur in intimen Verhältnissen zulässig.

«Man musste zur Kenntnis nehmen, dass die Welt wohl niemals imstande sein wird, mit entstellten Gesichtern umzugehen», notiert Cole. Und er berichtet von James Patridge, der zusammen mit der Psychologin Nicola Runsey die Selbsthilfegruppe «Changing Faces» gründete. Cole erwähnt die Aussage eines Gruppenmitglieds, Jennys, die auf seine Frage, ob man nicht, wenn man seinem Gesicht den Rücken kehre, einen wichtigen Teil seiner Persönlichkeit verleugne, antwortete: «Genau, man muss dem Feind ins Gesicht sehen. Man muss sich die Reichweite der eigenen Gefühle klarmachen. Früher haben die Menschen dasselbe Problem gehabt, aber sie haben es entweder ignoriert oder sich damit abgefunden.» Jonathan Cole kommentiert: «Changing Faces geht es letzten Endes nicht nur um Entstellungen: Die Botschaft, dass man Sozialfähigkeit reflektieren und lernen kann, geht auch andere an.»

**SEIN GESICHT WAHREN**

Kann man sein Gesicht verlieren? Eigentlich nicht, denn Menschen mit Möbius-Syndrom haben ein Gesicht. Also anders formuliert. Mit mehreren Gesichtern kann ich mich vorstellen oder so agieren, dass der Schein gewahrt bleibt. Aber: «Wer sich schämt, verliert sein Gesicht», schrieb der Zürcher Psychiater Aron R. Bodenheimer (in seinem Buch «Versuch über die Elemente der Beziehung», Schwabe, Basel 1967, noch erhältlich). Bodenheimer machte darauf aufmerksam, dass die Scham auf der «Ablenkung des Blicks des Betroffenen» beruht und somit keine oder nur eine einseitige, hierarchische Begegnung zustande kommt.

Das Gesicht ist ein Ort der Auseinandersetzung. Es reagiert auf oder in Beziehungen, wobei ich beim Gesicht nie wissen kann (in Sartres Worten ausgedrückt), stellt es die Essenz, die «konstante Gesamtheit von Eigenschaften», oder die Existenz, die «öffentliche Anwesenheit in der Welt», dar. Der Verlust der Mimik hat schwerwiegende soziale Folgen. Aber der Gesichtsausdruck wird oft überinterpretiert und mit Erwartungen und Projektionen überfrachtet. Umso wichtiger wäre eine Theorie des Gesichts – wie sie Cole diskutiert, die Individualität und Originalität respektiert und physiognomische Verallgemeinerungen vermeidet.